Die Welt im Bild

Unterhaltungsbeilage zur ostmärkischen Tageszeitung Die Presse

Verlag der C. Dombrowski'schen Buchdruckerei in Thorn

1916 — Sonntag, den 14. Mai — Nr. 20

Ilse

Skizze von Emma Waiblinger

Ein Klingen und Sprühen geht von seiner Stimme aus, schwebt hell durch das Zimmer, das verdunkelt und lampenverhängt ist wegen des Hauptmanns Augen; es glutet die Wangen und wirbt um die Herzen und wird aufgesogen und getrunken von den großen grauen Mädchenaugen dort in der Ecke. Wenn jetzt Schwester Hedwig käme und würde ihm mit ihrem besorgten, verlegenen Lächeln bedeuten, mit Erzählen aufzuhören, um die andern nicht aufzuregen, oder wenn sie etwa die Frau Professor oder Ilse bäte, ihre Zimmer aufzusuchen, es wäre rein lächerlich. Da wegzukommen, von diesem Klang, der einen mit magnetischer Kraft festhält, ist unmöglich — ganz unmöglich. Es klingt etwas drin wie Siegesglocken, denkt die Frau Professor. Und dann erinnert sie sich, wie sie die zuerst gehört hat. In Freiburg drunten. Erst die vom Münster, dann sind die andern eingefallen: feierlich und jauchzend und mutsingend; es war so etwas unsagbar Schönes und Heiliges drin, ein ganzes Volk sang Jubel und Dank und Zuversicht durch das Erz. Da bleibt man stehen und läßt sein Herz mitsingen, und die Tropfen, die aus den Augen wollen, wischt man sich nicht fort. Vergißt, daß man einmal kranke Nerven hatte und alles andere, und lauscht, bis der letzte Ton verklingt; in Freude und Heiligkeit und Händefalten. Da geht man nicht weg, Schwester Hedwig! Das muß man zu Ende hören . . .

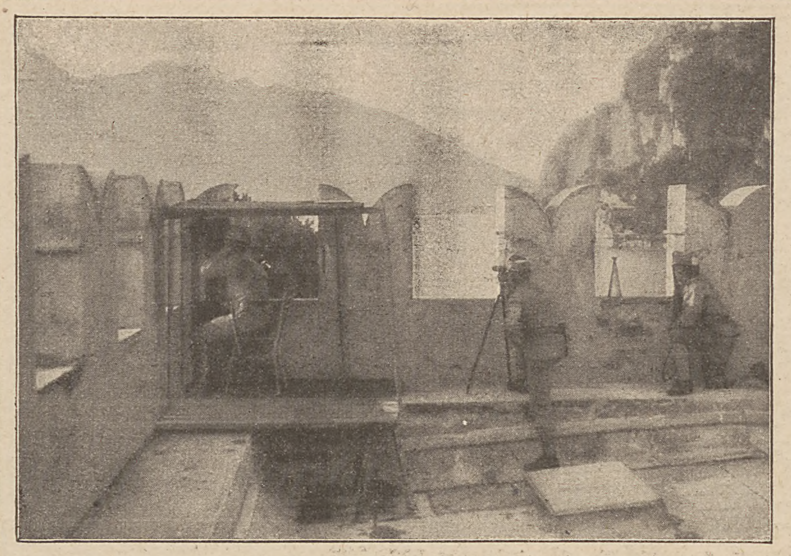
Und weiter geht Hans Gottwalds Stimme durch den Raum. Klar und voll verlöscht manch Dünklein und Fünklein und zündet ein großes, hell-heiliges Licht dafür an in der anderen Herzen. Und es weht durch das Zimmer wie Opferaltarsglut, wie Feuerschein, mit dem sich die da draußen in Flammenschrift ins Lebensbuch schreiben.

Ja, die da draußen!



Photothek, Berlin

Eine zerstörte Gasanstalt in Rußland



Auf einem Hausdach in Riva



Am Gardasee

Als er endet, muß die Frau Professor wieder an das Siegesläuten denken. Und sie sagt es auch. Reicht Hans Gottwald die Hand hinüber: Ich danke Ihnen, Herr Leutnant. Wie schön das ist, wenn Sie von draußen erzählen! Es erinnert mich immer an das Siegesgeläute. Das macht so froh und mutig und heilig und — so beschämend, wie Ihre Worte. Ich glaube, jede von uns Frauen und Mädchen fühlt ein wenig so.

Dieses Zusehenmüssen und Dabeistehen und Nichtstunkönnen als warten und beten, das zittert oft furchtbar in uns und kommt uns an Siegestagen am meisten zum Bewußtsein, daß wir so fast gar, gar nichts nützen können! Nichts!

Als Opfer bringen, sagt der Hauptmann leise und denkt an seine blonde Frau zu Haus.

Ein warmer Schein fliegt über das Gesicht der alten Dame.

Ja, Opfer bringen, das ist ein schönes Wort! Und wenn ich dran denke, wie ich damals, als mein Werner fiel, schwermütig und trostlos und krank von all dem furchtbaren Jammer, hier heraufkam in unser liebes kleines Bergsanatorium, so war es eigentlich nur dieses Wort, das mir damals gefehlt hat. Nun hab' ich's wieder gefunden; nun kommt auch die Kraft wieder.

Ja, nickt der alte Geheimrat aus seinem Korbstuhl herüber und blinzelt sie an; wenn man wieder an Siegesglocken denken kann, ist man schon beinah wieder gesund, Frau Professor!

Und dann reden sie vom Opferbringen. Einfach und schlicht und jedes so voll Vertrauen dem andern gegenüber. Denn sie sind wie eine große Familie hier oben. Auch Leutnant Gottwald, der erst vierzehn Tage hier ist, hat sich gleich in diesen Ton gefunden. Feine, prächtige Menschen sind sie alle: der asthmatische Geheimrat, der alljährlich den Sommer und Herbst über hier oben weilt, die Frau Professor, die sich damals, als ihr Einziger fiel, ein heftiges Nervenleiden zuzog, die kleine Fabrikantenfrau, die nach einer sehr schweren Geburt hier Erholung und Kräftigung sucht, und die beiden Verwundeten.

Den Hauptmann hat ein feindlicher Gasangriff beinahe das Augenlicht gekostet; aber nach sorgsamster Pflege hofft er nun bald wieder ins Feld

Augenblicksbilder von den Kriegsschauplätzen



Ein wichtiger Augenblick

Wie im friedlichen Leben, so ist der Augenblick auch im Kriege der mächtigste von allen Herrschern. Am Stirnhaar laßt den Augenblick uns fassen — sagt der jetzt gefeierte Shakespeare. Und wer immer in diesem Weltkrieg vor dem Feinde gestanden, weiß, wie wichtig der Augenblick ist. Da ist ein Beobachtungsposten auf dem Hausdach einer Villa in Riva. Sie spähen nach dem Feinde aus, und wer ihn zuerst durch das Glas sieht, hat gewonnen. Da warten sie auf einer Veranda am Gardasee auf den Moment, wo sie den Zeigefinger am Abzugsbügel nach innen ziehen können, um das verderbenbringende Blei hinauszujagen. Und die da unter der knorrigen Kiefer und zwischen Geröll ihren Platz haben, sie lenken die Oeffnung ihres Rohres nicht etwa blindlings in die feindlichen Linien — nein, sie warten den Augenblick ab, wo sie ihres Zieles sicher sind. Auch die Vier auf der Ruine in den Vogesen wollen Beherrscher des Augenblicks sein. Was die Gläser wahrnehmen, wird dem Telephonisten zugeflüstert, damit der die Botschaft an Ort und Stelle weitergibt. So ist es ein Aufmerken und ein Aufpassen, daß ihnen der Augenblick nicht entfliehe. Man könnte einen ganzen Artikel über die Bedeutung des Erfassens des rechten Augenblicks schreiben — wir wollten nur an einigen Bildern, die der Augenblick geboren, zeigen, wie wahr das Wort ist, das da lautet: Nie versäume des Augenblicks Gunst und Gelegenheit.

***

Auf einer Ruine in den Vogesen

zu können. Nur ein paar Wochen Schonzeit noch. Auch Hans Gottwalds Kopfschuß ist bald wieder vernarbt. Zuweilen bekommt er noch diese furchtbaren Kopfschmerzen, die schrecklicher sind als alles Wundenbrennen, und die ihn halb wahnsinnig machen. Darum haben sie ihn hier herauf geschickt. Tannenwälder, Höhenluft, Ruhe — viel Ruhe und Pflege.

Nun kommen die Anfälle schon viel seltener vor, seit er hier ist.

Und dann Ilse. Wie ein blasses Königskind aus einem uralten Märchen. Wachgeküßt von einem Sonnenstrahl und ins Leben geweht. So traumhaft und hauchzart. Müde, todblasse Züge mit einem Leidlächeln um den Mund und bläulichen Schatten um die Augen. Und schwere blonde Flechten machen das Gesicht der Fünfzehnjährigen noch zarter und bleicher. Aber in ihrem Augenpaar liegt so viel Willenskraft und Lebensteilnahme wie in keinem der Gesunden oder Genesenden.

Ilse wird nie mehr gesund.

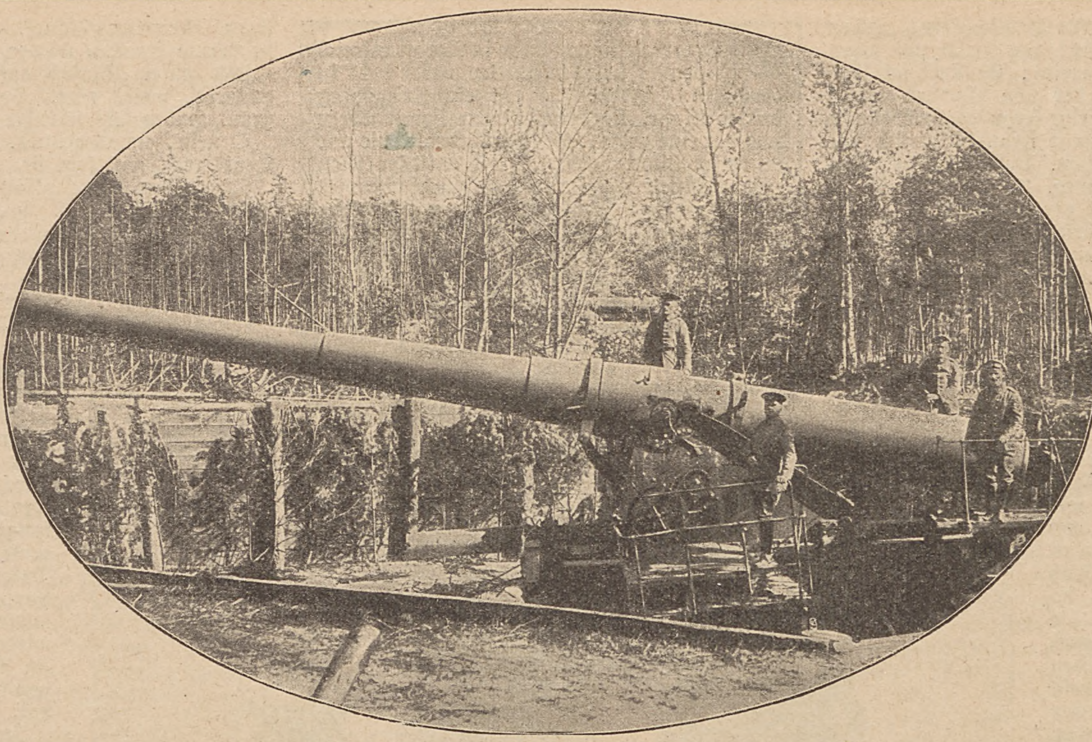
Still liegt sie in ihrem Liegestuhl, hat die mageren weißen Fingerchen um die weiche Decke gekrampft, und ein seltsames Licht der grauen Augen geht um Hans Gottwald. —

Die junge Frau erzählt von ihrer Mutter:

Denken Sie sich, sie hat das Mädchen zu Ernte- und Herbstarbeiten heimgeschickt und macht nun während der Zeit all die ungewohnte Hausarbeit selbst. Und nun pflegt sie noch meinen kleinen Buben. Weiß Gott, wie sie's fertig bringt. Schwer wird's ihr wohl manchmal. Aber wenn man sie fragt, lacht sie. Fürs Vaterland! Und dann hat sie ein kleines Kästchen, in das legt sie all das Geld, kleine und große Summen, die sie früher für das verwendet hat, was nicht eben notwendig zum Leben gehört. Freude hat's ihr sicher immer gemacht. Aber das Geld in dem Kästchen macht ihr jetzt noch viel mehr. Jeden Monat gibt sie's dem Roten Kreuz außer noch vielem anderen. Ein Jahr ist's nun her, daß sie das Kästlein hat; sie hat mir erzählt, wieviel es nun schon im ganzen enthalten hat, unter der Bedingung, es keinem Menschen zu sagen! Das Frauchen lacht schelmisch, zieht das Peterle, den Haushund, unterm Tisch hervor und flüstert ihm, aber so, daß alle es hören können, eine hohe Summe ins Ohr. Dann schließt sie:

Gelt, ich hab' ein Prachtsmütterle! Sie hätte gar nicht nötig, so zu knausern und gibt ohnedies so sehr viel, aber sie sagt: Das Opferbringen muß man spüren, sonst ist's kein Opferbringen!

Wie schön das ist, meint der Hauptmann, und Hans Gottwald sagt nach einer Weile warm und herzlich: Ich glaube, Sie haben's auch gespürt, das Opferbringen, als Sie dem Vaterland einen neuen Bürger und Streiter schenkten, Sie tapfere kleine Frau!



Ein im Osten erobertes japanisches Schiffsgeschütz

Des Krieges wechselvolle Launen schaffen niegeschaute Bilder: es müßte unterhaltsam sein, zu erfahren, wie das japanische Schiffsgeschütz im Osten in unsere Hände gekommen ist. Wir feiern den Heldenmut der Erbeuter. Mehr noch feiern wir die Taten unserer Verbündeten, die in den Dolomiten kämpfen und die es versuchen, ihre Verwundeten so zu bergen, wie es unser Bild zeigt. *.*



Bergung eines Verwundeten in den Dolomiten

Sie ward ein wenig rot. Zum geringsten Teil aus Verlegenheit, eher aus Freude und Stolz.

Der Hauptmann erzählt lachend von seinem Buben daheim, der mit großartigem Opfermut seit dem Krieg keine Schokolade mehr ißt, und der Herr Geheimrat plaudert von seinen großen Söhnen, die im Feld stehen, und freut sich auf die nächste Kriegsanleihe, die er wieder mit einem dicken Pöstchen zeichnen will. Die Frau Professor denkt an ihren Werner, und Hans Gottwald legt die Hand über die Stirn, um das verteufelte Brummen zu bändigen, das da drinnen um des Vaterlands willen tobt.

Ein liebes, trautes Schweigen umspinnt die sechs Menschen. Der Geheimrat hustet einmal, und vor der Tür hört man den Tritt der Schwester vorbeigehen. Dann wird's wieder still.

Da kommt aus der Ecke eine Stimme. Ruhig und klar, aber so herb und todestraurig, daß es jedem ins Herz schneidet:

Ich kann nichts fürs Vaterland tun!

Ilse! — — —

Mit einem Ruck sahen sie hinüber.

Das Mädchen liegt unbeweglich, still. Ein schmerzgeborenes Lächeln zieht um den Mund, und die Augen sehen an Hans Gottwald vorbei dahin, wo unterm grünen Schleier das goldene Lampenlicht hervorquillt.

Die Frau Professor faßt die kalten Händchen und streichelt sie mütterlich.

Aber Kind, liebes, kleines Ilsekind, das dürfen Sie doch nicht sagen! Wie oft haben wir alle uns ein Beispiel nehmen müssen an Ihrem tapferen, klagelosen Schmerzenertragen, und wenn wir betrübt und verzagt waren, wir Großen, waren Sie wie ein stiller Sonnenstrahl unter uns, der fast sich selbst unbewußt wieder warm und froh macht! Das ist auch ein Nutzen, das Liebeerweisen!

Und niemand erzähle ich gerner von meinem kleinen Bübchen, als Ihnen, Fräulein Ilse. Ich weiß nicht, was das ist, aber Sie haben so eine Art, zuzuhören, daß man gar kein Ende findet mit Erzählen!

Nun ist auch die kleine Frau zum Liegestuhl herübergekommen und versucht zu trösten. Und der Geheimrat scherzt dazwischen:

Und als Sie sich letztes Jahr mit dem großen grauen Soldatenstrumpf so abquälten, daß Ihnen beinahe die Fingerlein zerbrachen, war das nicht etwa auch fürs Vaterland?

Aber ihr traurig lächelnder, wissender Blick läßt all ihre tröstenden Worte, die wie weiches, beschwichtigendes Streicheln über sie hingehen, verstummen. Es brennt eine Frage drin, auf die keiner die Antwort geben mag.

— — Ist das Opferbringen?

Und sie sind ordentlich froh, als lächelnübersonnt und briefbeladen unter der Tür die Schwester erscheint.

Die Post ist da, meine Herrschaften! Herrn Leutnant Hans Gottwald! Sie streckt ihm einen dicken Brief hin und meint: Es sieht mir beinahe so aus, als ob der von Muttern käme! Dem Hauptmann hat seine Frau geschrieben wie jeden Tag, und die junge Frau bietet sich wie immer an, ihm vorzulesen. Bald wird er's nun auch wieder selber können. Die Professorin ist in eine Broschüre und der Geheimrat in einen ausführlichen Feldpostbrief vertieft.

Die Schwester geht zu Ilse: Ihr Herr Onkel hat geschrieben, Ilsekind, und ein paar Zeilen an Sie beigelegt.

Sie drückt einen kleinen Brief in Ilses leise zitternde Hand und huscht wieder fort.

Müde greift das Mädchen danach und liest.

Liebe Ilse! Anbei schicke ich den Pensionspreis für das nächste Vierteljahr an Deine Pflegerin und habe mich dabei erkundigt, wie es Dir geht. Ich hoffe, den Verhältnissen entsprechend gut. Sei nur recht froh und dankbar, daß Du da oben sein kannst und die gute Pflege hast. Du kannst als Waise schon zufrieden sein, daß man das viele Geld an dich rückt. Da könnte man den armen Soldaten, die so hart kämpfen müssen, viel Gutes damit tun. Tante Klara läßt Dich grüßen und Dir gute Zeit wünschen, desgleichen Dein Onkel Paul.

Ilse schiebt das Papier weit weg von sich. Sie zittert vor der Kälte, die da herausströmt. Und dann erschrickt sie, als sie auf dem Briefumschlag den Zahlenvermerk des Geldes sieht. Es ist zufällig ganz dieselbe Summe, die vorhin die junge Frau dem Hund ins Ohr gesagt hat. So viel! — der Onkel schreibt ja auch, daß es viel sei. Und für was? Um ein ärmliches, nutzloses, verlöschendes Leben hinzuhalten, bis es endlich, es kann noch manches Jahr dauern, doch vergeht. Ein ungeheurer Jammer steigt in dem Mädchen auf und will das arme Herzchen fast erdrücken. Auf einmal ist es über sie gekommen, als die andern vom Opferbringen geredet haben, klar und schneidend kalt, und ihre tiefe, gepeinigte Seele bäumt sich wild auf und kämpft still und verblutend ihren schwersten Kampf. — Die Menschen um sie herum sprechen wieder.

Wie unser Ilsekind auf einmal so verändert aussieht, meint eins. So furchtbar blaß, fast grau. Haben Sie schlechte Nachrichten erhalten?

O nein, im Gegenteil, es ginge Onkel und Tante recht gut, sagt sie.

Das grüne Lampenlicht macht auch so blaß, findet der Geheimrat. Vielleicht kommt's daher.

Ilse hat ihr Lächeln wiedergefunden. Das werde es natürlich sein — das grüne Lampenlicht. —

*

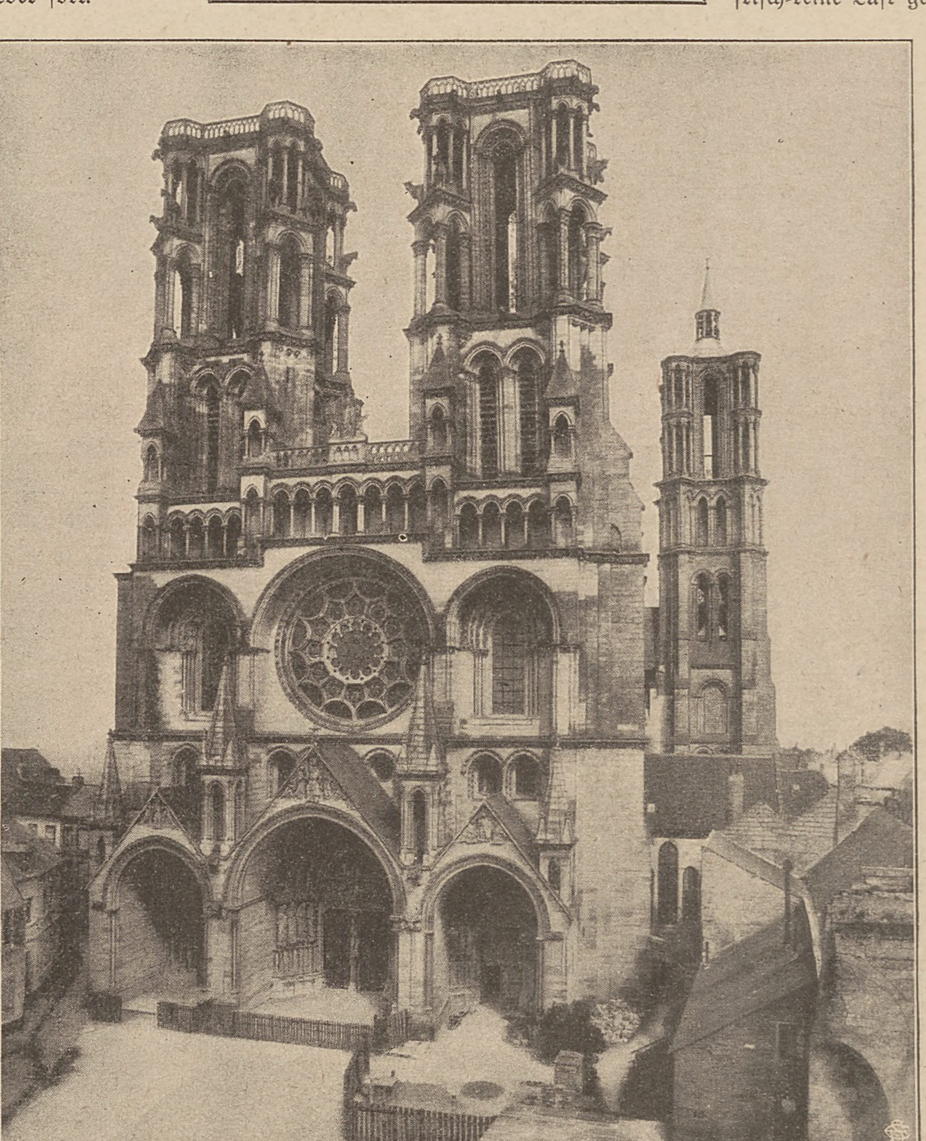
Sommerwarme Tage bringt der zweite Kriegsherbst und kalte, klare Nächte. Eine wonnige, frisch-reine Luft geht um die Menschen in dem kleinen Berghaus, weht ihnen ihre Schmerzen und Leiden weg und badet sie gesund und jung und froh. Und manchmal hören sie durchs Blätterraschel von fernher über den Bergen langgezogen, dumpf und ernst den Kanonendonner. Dann schauen sie einander stumm in die Augen, und manchem fällt's erst dann wieder ein, warum er hier ist. Weil er's in der Schönheit hier oben fast vergessen hat.

Und wenn der Abendnebel die rotgoldenen Wälder vor der Nacht schützend umhüllt wie eine sorgsame Hausfrau ihre Prunkmöbel in der guten Stube, dann sitzen sie bei der Lampe zusammen, reden und erzählen, kramen ihre Herzen aus und laden ihre Seelen zueinander zu Gaste ein.

Nur Ilse wird immer teilnahmloser. Sie spricht nie, und richtet eines der Anwesenden das Wort an sie, schrickt sie auf wie aus einem Traum. Ein Stündchen über Mittag liegt sie im warmen Mantel draußen auf der Terrasse in der Sonne. Und wenn Schwester Hedwig oder die Frau Professor an ihr vorbeigehen, müssen sie stehenbleiben und staunen über das seltsame Leuchten, mit dem ihr Blick über die Wälder geht und den Himmel grüßt. Es liegt etwas drin wie gieriges, nimmermüdes Trinken in langen, durstigen Zügen, ein Sichsattsehen-Wollen noch einmal, ehe der Winter darüber kommt und die Nacht.

(Schluß folgt)

Die Sperrbefestigung Laon in Nordfrankreich ist bereits seit dem 3. September 1914 in deutschen Händen. Sie ist ein Kriegsplatz dritter Klasse, liegt auf einem hohen Berge und hat eine große, schöne Kathedrale, die wir unten im Bilde zeigen. Die Kirche ist im elften und zwölften Jahrhundert erbaut, hat vier Türme und ist ein Gemisch von romanischem und gotischem Stil. Geschichtlich denkwürdig ist Laon durch Blüchers Sieg am 9. und 10. März 1814 über Napoleon. Am 8. September 1870 wurde Laon von den Deutschen zerniert, am Tage darauf ergab sich die Stadt. ***



Die Kathedrale von Laon (Frankreich)

Lautes und Leises

Krieg und Frieden

Steig' ich des Morgens von der Höh',
um froh mein Tagwerk zu beginnen,
so blick' ich oft nach Ost und seh'
das erste Frührot Schleier spinnen.

Sie legen sich erst leis und sacht
auf ferne Berge, und dann ziehen
sie immer mehr in dunkler Pracht
herauf zu flammend rotem Glühen. —

Zwei Dinge ragen in den Schein,
als ob ihr Winken aufwärts mahne:
ein alter Kirchturm, klein und fein,
und eine rotbekreuzte Fahne.

Und tief ergriffen wird mein Herz
vom Gruß, den beide mir beschieden:
so nah beisammen Lieb' und Schmerz,
so nah beisammen Krieg und Frieden.

Eugenie Kindler

Komm mit in meinen Garten . . .

Auf stillen Wegen geht das Glück
und streut dir Rosen auf den Pfad,
liegt hinter dir die Hast und Tück'
der Krämer, die geschäft'ge Stadt.

Dann komm' ich dir entgegen,
die Rosen duften und blühen . . .
laß uns auf Sonnenwegen
durch frohe Lande ziehen!

In einem blühenden Garten
von Rosen, Nelken und Narzissen
wollen wir das Blümlein warten —
komm du! und laß dich küssen.

Horst Rudimann

Der Sturm verklang . . .

Der Sturm verklang, der Trotz zerbrach,
längst ging der Tag zu Ende,
und wieder der fernen Sonne nach
falte ich müde Hände . . .

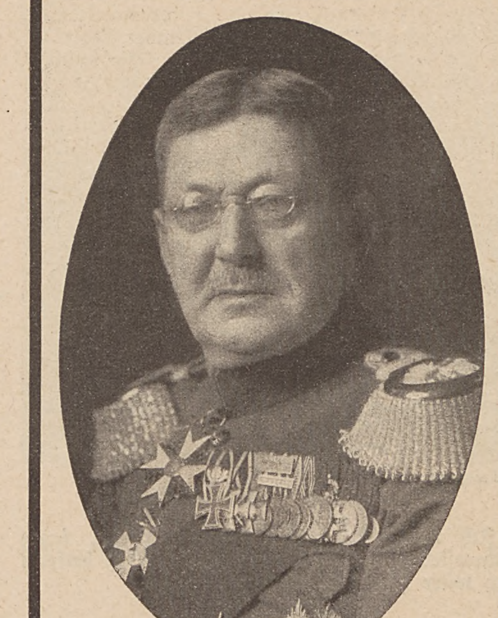
Ein Abendhauch ins Fenster spielt,
wie Mädchenhände schmeichelnd,
und von der Stirn, zerquält, zerwühlt,
die letzten Falten streichelnd . . .

Es gibt Gedanken, so groß, so weit . . .
ob allem Erdenweben,
die zitternd die Bahnen der Ewigkeit
in Ahnungsschauern durchschweben . . .

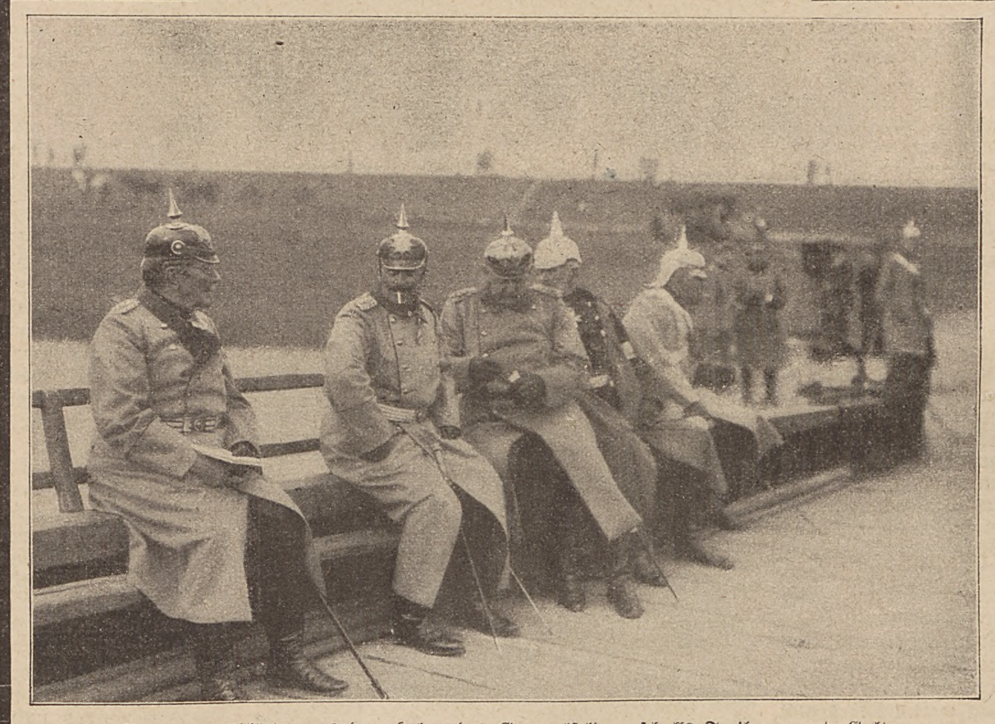
Sind über allem Erdensinn,
ob allem Sagen und Denken,
und möchten doch all ihren Reichtum
auf ein Geliebtes lenken!

Wilh. Wolter †

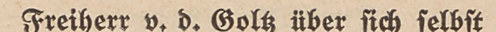
Generalfeldmarschall Frhr. v. d. Goltz ist gestorben. Er hat nie nach persönlicher Popularität gehascht, aber die Herzen aller gewonnen, die ihm persönlich näher traten und sein intimeres Leben beobachten konnten. In Königsberg, wo er eine Reihe von Jahren als Kommandierender des ersten Armeekorps wirkte und an allen humanen und humanistischen Bestrebungen den regsten Anteil nahm, spricht alle Welt mit Bewunderung und Liebe von ihm und rühmt namentlich seine Gabe, die ganze Umwelt in eine geistige Atmosphäre emporzuheben. In seiner Erscheinung prägte sich der Doppelberuf aus, den er zur schärfsten Einheit in sich durchgebildet hatte: der des militärischen und des literarischen Mannes. Wenn seine hohe Gestalt sinnend einherschritt, die scharfen und doch gütigen Augen des geistvollen Kopfes im Ausdruck durch die Brillengläser gedämpft, die ganze Erscheinung schlicht und ernst in ihrem Gebaren, machte er den Eindruck des Gelehrten, des Forschers. Zu Pferde dahinsprengend, aufrecht im Sattel, zeigte er die Haltung des temperamentvollen Offiziers. Daß Freiherr v. d. Goltz, um an ein Kaiserwort anzuknüpfen, sich als kommandierender General und Schriftsteller fühlte, trat in der Art seines Verkehrs, in seiner Teilnahme an literarischen Interessen und Bewegungen immer wieder hervor . . . Aus den türkischen Manövern im Jahre 1909 erzählt Generalleutnant z. D. Imhoff-Pascha folgende lustige Geschichte von ihm. Eine der Divisionen hatte die Tundscha mit Hilfe einer in kürzester Frist fertiggestellten Pontonbrücke überschritten. Trotz der gewaltigen Tagesanstrengung marschierten die Truppen frisch und munter nach ihren Bestimmungsorten. Die höheren Stäbe blieben noch zurück; es erfolgte eine Besprechung, und dann hieß es: Auf nach den Quartieren! Die Manöverleitung hatte noch etwa fünfzehn Kilometer zurückzulegen, gelangte erst nach eingebrochener Dunkelheit auf die Hochebene östlich des Flusses und verirrte sich, ganz gleich aus welchen Gründen, in dem wegelosen Gelände. Wir standen rat- und tatlos auf freiem Felde; kein Licht, kein Biwakfeuer war ringsum zu sehen, kein Geräusch zu hören. Man beriet hin und her, was zu tun sei; Erkunder wurden abgesandt, sie kamen resultatlos zurück. Auf einmal sagte der Feldmarschall: Imhoff-Pascha, bellen Sie! Ich glaubte nicht recht gehört zu haben und fragte: Was soll ich tun? — Na! Bellen, feste bellen, lautete die Antwort. Als Offizier gewohnt, jeden Befehl ohne langes Besinnen sofort auszuführen, bellte ich so laut und, wie man mir später versicherte, sehr schön und eindringlich: Wau, wauwau, wau! Es dauerte keine halbe Minute, und der Erfolg der Maßregel war uns allen klar. Von rechts vorwärts antwortete ein Dorfköter! Vergnügt schlug sich der Feldmarschall auf den Oberschenkel und rief: Sehen Sie, der ist auf den alten Trick wieder hineingefallen. Dort reiten wir hin . . . Sein Adjutant sagt in einem Nachruf: Was die Kugeln des Feindes und die Anstrengungen nicht erreichen konnten, geschah durch die Seuche. Dies treue und tapfere Herz hörte auf zu schlagen. Das Gedenken wird unauslöschlich bleiben an den edeln Feldmarschall Goltz-Pascha.







Erinnerungsblätter aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Freiherrn v. d. Goltz



Freiherr v. d. Goltz über sich selbst

Am 19. November 1915 traf Generalfeldmarschall v. d. Goltz in Aleppo, der Hauptstadt von Syrien, ein. In einem Trinkspruch, den er dort auf einem Festmahl beim Wali dem Sultan widmete, machte er bemerkenswerte Angaben über sich selbst: Schon in jungen Jahren wurde ich von dem verstorbenen Kaiser Wilhelm I. auf Wunsch Seiner Majestät des Sultans nach der Türkei gesandt, um als Lehrer an der Militärschule zu wirken. Ich hatte nicht den Auftrag, die Armee zu reformieren, sondern Offiziere heranzubilden. Immer habe ich die Zuversicht in mir wachgehalten, daß einmal der Tag kommen werde, wo ich auf meine Schüler stolz sein und Taten von ihnen sehen würde. Und dieser Tag ist gekommen, wenn auch erst in meinen alten Tagen. Meine Hoffnungen haben sich, wie ich zu meiner großen Freude feststellen kann, in reichem Maße erfüllt. Schon als ich in den Jahren 1909/10 wieder in die Türkei kam, um den Manövern beizuwohnen, nahm ich mit Stolz wahr, wie meine Lehren befolgt worden waren, und welche Fortschritte die osmanische Armee gemacht hatte. Ich bin dann wieder fortgegangen in dem Glauben, es sei nun wohl das letztemal, daß ich in der Türkei tätig war. Es sollte aber anders kommen. Der europäische Krieg brach aus, und Seine Majestät der Kaiser, der mich zunächst zum Generalgouverneur des okkupierten Belgiens ernannt hatte, sandte mich abermals nach der Türkei. Ich kann kaum sagen, mit welcher Freude ich diesen Befehl entgegennahm. Ich sollte an die Spitze der Armee treten, die dazu bestimmt war, den Feind, der mit Hilfe arabischer Stämme ins Land eingedrungen war, zu verjagen. Im Hinblick auf mein Alter überlegte ich natürlich sehr, ob ich eine solche Aufgabe noch auf mich nehmen könne. Aber zwei Momente, die ich in Betracht zog, veranlaßten mich doch, es zu tun. Erstens war es für mich eine ganz ungewöhnliche Ehrung, als Mann von zweiundsiebzig Jahren mit solch großen Aufgaben betraut zu werden und so noch meine letzten Lebensjahre nützlich verwenden zu können. Sodann hatte ich die freudige Gewißheit, daß die Armee durch Vertreibung der Feinde sich ein großes Verdienst um das Osmanische Reich erwerben würde, und daß ich meiner Dankbarkeit gegen ihr Land keinen besseren Ausdruck geben könnte, als als Führer dieser Armee wenigstens einiges dazu beizutragen, dieses zu erreichen. Auch glaube ich in der mir völlig unerwarteten Ehrung in so hohem Alter einen Fingerzeig Gottes zu erkennen. In der Ansprache meines Vorredners wurde ich als guter Lehrer bezeichnet, und es wurde auch behauptet, ich sei ein großer Feldherr. Ein guter Lehrer ist selbstverständlich nicht auch ein guter Feldherr. Ich hoffe jedoch, daß nächst Gottes Hilfe mir die Sympathie des Osmanischen Reiches und die Freundschaft des ganzen Volkes zum Erfolge verhelfen wird, und daß es mir gelingen wird, den Feind vom osmanischen Boden zu vertreiben und zurückzuwerfen . . . Feldmarschall v. d. Goltz sagte einmal: Deutschland besitzt unzweifelhaft mehr Recht als andere Länder, an die Uneigennützigkeit und Hingabe seiner höheren Stände, insbesondere auch seiner Staatsbeamten und Offiziere, zu glauben.

Ein stiller Kampf

Von Sophie Ebe

Vor der Klinik eines Augenarztes habe ich heute ein kleines Kind von vielleicht drei Jahren gesehen, dessen eines Auge anscheinend erblindet war.

Da ist auf einmal jenes Kindergesicht vor mir gestanden, das entstellteste unter den vielen, vielen, die ich gesehen — und zugleich das mir liebste, das, in welches ich am meisten und am schärfsten hineingeschaut habe.

Es war nach der Nachmittagsvisite des Arztes, und wir hatten alle Hände voll zu tun, um mit unserer Arbeit bis zum Abend fertig zu werden. Da hieß es auf einmal: Eine Aufnahme für den vierten Saal. Schwester Anna, die in diesem Saal arbeitete, ging rasch mit einem Badetuch ins Aufnahmezimmer hinunter, wir anderen Schwestern richteten Bad und Bett und gingen dann wieder unserer Arbeit nach. Wir hatten keine Zeit, uns weiter nach dem aufgenommenen Kind umzutun, und nur geschwind im Vorbeigehen guckte ich zur Türe des vierten Saales hinein. Ich wollte eben rufen: Was ist's für ein Fall? — da sah ich das nackte Kindlein auf dem Wickeltisch liegen und Schwester Anna davor stehen. Ich ging hinein. Als Schwester Anna mich sah, deutete sie auf das Kind und sagte ganz trostlos: Ich mag es gar nicht anfassen, jede Berührung tut ihm scheint's weh.

Wenn ich sagen würde, daß da ein Skelett lag, das mit Haut überzogen war, so kann sich noch lange niemand eine Vorstellung machen, wie das Kindchen aussah. Denn es war ein lebendes Wesen, das da lag; die kleine keuchende Brust ging mühsam auf und ab, und man meinte bei jedem Atemzug, die durchsichtig dünne Haut müsse zerrissen werden. Die Arme und Beine lagen schlaff und unbeweglich auf dem Kissen, und nur die Finger — ganz, ganz dünne, zerbrechlich dünne Fingerchen — bewegte das Kleine ab und zu.

Das ärgste war es aber, wenn man das Gesichtchen sah — das Kind war vielleicht ein Jahr alt. Der Kopf war groß und normal gebildet, viel zu groß, schien es fast, für den dünnen Hals. Aber das Gesicht! Das war ein feines, schönes Kindergesicht — das sah man trotz allem — aber furchtbar entstellt durch einen Leidensausdruck, wie ich ihn seither nie mehr gesehen habe. Das Kindchen mußte entsetzliche Schmerzen haben, denn der Mund war verzerrt wie der eines im Todeskampf Liegenden. Und aus dem einen Auge sprach — nein, schrie eine Bitte um Linderung. Das andere Auge schaute tot und leer. Es lag über ihm wie ein dichter grauer Schleier, hinter dem man nur undeutlich noch den Schimmer eines Augenlichtes sah. Es war unförmig weit geöffnet und sah in dem kleinen leidenden Kindergesicht entsetzlich aus.



Sonderaufnahme

Armierungssoldaten bei der Arbeit

Ich muß ihm gleich Kampfer geben, sagte Schwester Anna, wollen Sie mir nicht helfen? Ich wäre Ihnen so dankbar.

Da reichte ich ihr Aether, Sublimat und die gefüllte Spritze und hielt den Arm des Kindes. Es wäre das kaum nötig gewesen, denn das Kleine hielt ganz still. Nur das Gesicht verzog sich zu einer schmerzlichen Grimasse, und das eine Auge sah mich flehend an. —

Es war sonderbar, wie wir alle allmählich den Kleinen lieb gewannen. Was macht der Kolble? Das war die erste Frage, die jede von uns an die wachhabende Schwester richtete, wenn wir morgens zum Dienst in die Station kamen. Und jeden Morgen kam die gleiche Antwort: Es geht ihm gar nicht gut.

Tag um Tag wurde der Kleine schwächer, das Fieber nahm stetig zu, und der kleine Körper sank mehr und mehr zusammen. Und doch sagte der Arzt nach jeder Untersuchung: Ich gebe die Hoffnung noch nicht ganz auf.

An diese paar Worte klammerten wir uns, da bauten wir weiter und hofften und sorgten, als gälte es das Leben eines eigenen Kindes. Wir Schwestern sprachen aber nie zueinander davon. Es war, als schäme sich jede von uns an dieser Liebe zu dem fremden Kind. Wir trugen das alles still in uns, jede für sich allein, diese Liebe und diese Sorge und diese leise Hoffnung auf die Erhaltung des Lebens dieses Wurms.

Die Arbeit der Armierungssoldaten im Felde ist nicht hoch genug einzuschätzen, da sich unter ihnen Leute befinden, die in friedlichen Zeiten keine schweren Handreichungen geleistet haben und jetzt doch zeigen, daß eben alles zu machen geht, wenn der Wille durch die inneren Stimmen angetrieben wird. Zur Zeit der Bildaufnahme des schwäbischen Landsturms im Osten war es in Rußland-Polen noch bitter kalt. Jetzt mag sich auch dort die Temperatur etwas verändert haben, wenn man auch von einem richtigen Frühling noch nicht sprechen kann. Die Vier machen eine Ausfahrt, um die paar freien Dienststunden nicht ungenützt dahinfließen zu lassen. Wo sie auch immer hinfahren mögen — ob zu Landsleuten, ob zu alten oder neuen Freunden — wir wünschen ihnen Glück... Es waren drei Serbenkinder, die hatten einst eine Heimat; jetzt sind sie ohne Herd und Dach und versuchen, sich durch Bettel durchs Leben zu schlagen. Vielleicht hat sie irgendein Feldgrauer in einer serbischen Stadt angetroffen, hat sie in Reih und Glied aufgestellt, um sie für uns auf die Platte zu bannen. Es waren drei Serbenkinder, wer weiß, was mit ihnen geschah...

* * *



Schwäbischer Landsturm im Osten



Es waren drei Serbenkinder...

Aber da kam doch ein Abend, an dem wir einander unsere Herzen zeigten.

Es war nach dem Abendessen. Wir kamen noch einmal auf die Station und gingen alle zusammen in den vierten Saal, um nach dem Kolble zu sehen. Vielleicht war der Schein der elektrischen Flamme daran schuld, daß ein solch sonderbares Licht auf dem eingefallenen Kindergesicht lag. Schwester Anna war mit ein paar Schritten an dem Bettchen und versuchte, den Puls zu fühlen, als der Kleine die Augen aufschlug. Da wendete sie sich zu uns und sagte mit schneeweißem Gesicht: Ich habe gemeint, der Kolble sei tot.

Wenn der Kolble uns stirbt ... Schwester Doris vollendete den Satz nicht. Sie sah auf die dunkle Straße hinunter und drehte uns den Rücken zu, und wir sahen erst nachher, daß sie nasse Augen hatte.

Da stand ich auf und sagte: Er stirbt uns nicht. Doktor Fritz hat ja noch Hoffnung, und er sieht eher zu dunkel als zu hell.

Und wie wir so voreinander standen und uns in die Augen sahen, da versteckte sich keine mehr vor der anderen. Wir redeten kein Wort mehr. Aber von der Stunde an wußten wir alle, daß wir uns um den kleinen Kolble sorgten, wie noch um kein anderes Kind.

Mir ist es heute, als sei damals in jener Abendstunde in uns etwas erwacht, etwas Neues, etwas Größeres und Heiligeres als das, was die Pflicht einer Schwester in sich birgt. Mir ist es heute, als seien wir damals Frauen ge-

Blumen auf den Tisch

Heimweh

(In England 1912)

Heimweh ist Leiden . . .
Wenn bei der trüben Lampe Schein
die Heimat mit all den Herrlichkeiten
ins Zimmer kommt herein . . .
Lachend und schön wie Sonnenschein,
Kornblumen im Haar
vom heimischen Feld . . .
Und wenn sie zu dir tritt
und dir ins Ohr sagt deutsch und wahr:
„Komm mit! Komm mit!"
Dann kommt des Heimwehs Pein
und brennt und sticht wie Höllenstein
und schmerzt wie 's Schneiden
am eigenen Fleisch . . .
Heimweh ist Leiden.

Der Frühling kommt!

Horch, horch! Das ist der Frühling,
der von den Bergen steigt
und sich in reich geschmücktem
Festtagsgewande zeigt.

Und Körbe duftiger Blumen
führt sein Gefolge mit
und streut sie auf die Fluren
in frohem Tanzesschritt.

Von lustigen Musikanten
folgt ihm ein ganzes Heer —
Nun hast du Blumen, Lieder . . .
Jetzt sag, willst du noch mehr?

Hans Alfons Dürr

Abschied

Ach, nur ein einzigmal noch sieh
mich an mit deinem lieben Blick,
und rufe ins Gedächtnis mir
den schönen Maientag zurück,
wo wir gewandert Hand in Hand
im milden Frühlingssonnenschein,
und niemals hätten dran gedacht,
daß es der Abschied sollte sein.

Mein Traum

Ein stiller Garten ist mein Traum,
in tiefster Einsamkeit,
wo ich allein bin, ganz allein
mit meinem Herzeleid.

Wo niemand sehen kann den Schmerz,
der mich so traurig macht,
und den ich nicht vergessen kann,
sobald der Lenz erwacht.

Vorüber

Schon ziehen Silberfäden
sich durch mein dunkles Haar,
vorüber sind die Tage,
wo ich einst glücklich war.

Mit Tränen in den Augen
denk an die Kindheit ich,
die licht und froh gewesen:
die schönste Zeit für mich.

Philippine Maya

Es ist so schwer . . .

Es ist so schwer, zu lernen
im dunkeln Schatten stehn,
wenn man so gerne möchte
auf Sonnenwegen gehn.

Es ist so schwer, sich fügen
ruhig in sein Geschick,
wenn man so lang gewartet
hat auf ein stilles Glück.

Meta Herz

Der Abendstern

Wenn der Tag sein Lied gesungen
und der letzte Ton verklungen,
wenn verblaßt das letzte Licht,
suche ich im Meer der Ferne
nach dem Heer der blauen Sterne,
das aus Nacht und Wolken bricht.

Und ich sehe, wie sie wandern,
und wie einer nach dem andern
rückt auf seinen alten Stand.
Doch ich suche nur den einen,
nach dem reinsten von den reinen,
und den ich noch immer fand.

Stern der Liebe, Stern der Seelen,
die dich als das Zeichen wählen,
das in Treue sie vereint,
sei gegrüßt mir! Grüß die Traute!
Die, wenn immer sie dich schaute,
still vor Sehnsucht hat geweint.

Hanns Baum

worden, die vielleicht einmal Mütter sein werden, als sei damals in uns die Ahnung entstanden von der Größe einer echten Mutterschaft — damals am Bett des todkranken, armen und schwachen Kindchens, das unserer Hilfe bedurfte und das wir so liebten.

Woher hätten wir sonst die Liebe nehmen sollen, mit deren Kraft wir das Kind dem Leben zurückgewannen?

Es war ein Jammer, den Kleinen anzusehen. Die Aermchen und Beinchen waren über und über verklebt und zerstochen — die Spuren all der vielen Kampfereinspritzungen, die von drei zu drei Stunden das kleine Herz wieder zu raschem Schlag peitschten. Das Gesichtchen war das eines alten Mannes, nur der Schmerzensausdruck war immer derselbe wie am ersten Tag. Und sonderbar — nie, gar nie gab der Kleine einen lauten Ton von sich. Er verzog bei jeder schmerzenden Berührung nur das Gesicht, und ein leiser, kaum hörbarer Seufzer kam wie ein Hauch aus dem Mund. Aber das eine Auge schaute einen unverwandt an, und der Blick war eine einzige Frage: Warum quält ihr mich so?



Die sieben Schwabenschwestern im Osten

Wir kämpften einen wochenlangen Kampf mit dem Tod. Und wir standen zusammen, halfen einander und gewannen Schritt für Schritt den Sieg. Sonst gingen wir abends nach dem Dienst todmüde auf unser Zimmer; in diesen Wochen verließen wir erst oft um zehn oder elf die Station und kamen morgens schon vor sechs, um der Nachtwache zu helfen, wenn der kleine Kolb Wickel oder Kampfer bekam. Zu dreien standen wir oft über eine Stunde an dem Bettchen und flößten dem Kleinen, der die Nahrung verweigerte, mit der Sonde seine Milch ein. Wir trugen das Kinderbettchen jedem kleinsten Sonnenstrahl entgegen, der durchs Fenster schaute. Wir stellten uns der wachhabenden Schwester zur Verfügung, und oft holte diese die eine oder andere mitten in der Nacht zur Hilfe, wenn der kleine Kolb Nahrung bekam. Und alles, gar alles taten wir mit einer Liebe und Hingabe, die ohne Grenzen war.

Vielleicht ist der Strom dieser Liebe unserer jungen Herzen damals die stärkste Macht gewesen, die uns zum Sieg verhalf.

Langsam, ganz langsam zwar ging es, aber jeder Tag brachte uns doch ein kleines Stücklein vorwärts. Die Fieberkurve sank, die Gewichtskurve stieg, die Einspritzungen wurden weggelassen und der Puls ging normal. Wir mußten den Kleinen nimmer mit der Sonde quälen, er nahm freiwillig und gern Nahrung zu sich, und das Gesicht, das elende, schmerzliche und eingefallene Gesichtchen wurde langsam ein bißchen rund. Das eine Auge aber sah einen nimmer gar so verzweifelnd und jammernd an.

Und eines Tages sagte Doktor Fritz: Der Kolble ist unser Meisterstück. Da haben wir etwas fertig gebracht, wir alle — denn allein kann das einer nie schaffen. Dann, während er uns lächelnd ansah, fügte er hinzu: Ich weiß nämlich schon, was Sie geschafft haben, darauf können Sie stolz sein.

Wir waren aber nicht stolz. In uns war nur eine große Freude, die sich in stillem, zartem Lächeln äußerte.

Und dann kam ich in die Nachtwache. Da war es zwischen ein und zwei Uhr, als die anderen Kinder alle schliefen.

Ich saß im vierten Saal und zeichnete eine Kurve, als mich irgend etwas zwang, an Kolbles Bett zu gehen. Ich hatte kein Geräusch gehört, und doch war mir, als gehe dort etwas vor.

Die Lampe hatte ich gegen die Betten zu mit einem dunkeln Tuch verhängt, und so mußte ich mich nahe zu dem Kleinen beugen, um sein Gesichtchen deutlich zu sehen. Er wachte und sah mich groß an. Ich sagte: Was, Kolble, du wachst?

Da hob sich das eine kleine Kinderhändchen und griff nach meiner Haube und strich dann langsam in unbewußter Liebkosung über mein Gesicht.

Wie ein warmer Hauch lag es auf mir.

Um den feinen, lieben Kindermund aber zog es wie ein leises Lächeln.

Ja, schaut sie euch nur recht gründlich an, diese Schwabenschwestern — es lohnt sich schon. Klopfte es da eines Tages an meiner Tür, und eine gute, echte Schwäbin zeigte mir dieses Bild. Die letzte in der Reihe sei ein Bäsle von ihr, meinte die muntere Landsmännin, und wir sollten doch die Sieben bringen. Wir erfüllen den Wunsch gern. Denn es kommt nicht oft vor, daß einem so ein eigenartiges Bildle gebracht wird, und dann sind die Gesichter der treubesorgten Schwestern so heiter und froh, daß diese ganze Seite von dem Sonnenschein ihrer Herzen überflutet wird. Und wenn sich die Schwestern in diesem Blatte wiederfinden, dann mögen sie in der Veröffentlichung eine geringe Abzahlung des Dankes sehen, den wir ja niemals ganz werden abtragen können.

* * *

Volkstümliches aus der Türkei

Bei den Türken ist es Brauch, die Haustiere vor dem bösen Blick zu schützen. Auch der ärmste Eselstreiber hängt seinem Grautier eine Kette von blauen Glasflußperlen um den oft sehr mageren Hals. Reichere Pferdebesitzer treiben mit solchen häufig sehr schönen Amuletten, die dann auch als Schmuckstücke dienen, direkt einen Luxus. Im Inneren Kleinasiens ist es Brauch, solche Schutzgeister aus der Samenkapsel einer Steppenpflanze herzustellen, die, mit ausgeblasenen Eiern, bunten Wollquasten und blauen Glasflußperlen verziert, als Zimmerschmuck dienen und das Haus vor dem bösen Blick bewahren. Ich brachte verschiedene solche Amulettgehänge mit, die äußerst originell waren. Leider hat ihre Wirksamkeit nicht so weit gereicht, die Motten von ihnen fernzuhalten: in den bunten Wollquasten haben sie ihr Zerstörungswerk getrieben und sogar die Samenkapseln nicht verschont. Sehr schöne Gebräuche geben dem türkischen Familienleben ein patriarchalisches Gepräge. Die Kinder, auch wenn sie längst zu Männern und Frauen, zu Vätern und Müttern geworden sind, bezeigen ihren Eltern eine hohe Ehrfurcht. Ich habe es oft bei meinem Verkehr in türkischen Häusern beobachtet, wie respektvoll alte Eltern von Söhnen und Töchtern in grauem Haar behandelt wurden, wie sie sich in ihren eigenen Räumen erst dann niedersetzten, wenn Vater und Mutter Platz genommen hatten. Auch ist es nicht Sitte, daß die Kinder, unaufgefordert von den Eltern oder anderen erwachsenen älteren Personen, das Wort ergreifen und die Unterhaltung an sich zu reißen versuchen. Man kann sagen, daß das Gebot: Ehre Vater und Mutter dem Türken heilig ist.

Unter den volkstümlichen Sitten nehmen die bei den Hochzeiten gebräuchlichen wohl den ersten Rang ein. Einige davon erinnern an unsere Polterabendfeiern. Auch das in manchen Gegenden Deutschlands übliche Hochzeitsbitten findet man in der Türkei. Dem Reichtum des Brautpaares entsprechend, kommen die Hochzeitslader in größerer oder kleinerer Zahl mit ihrem aus Pauke, Tamburin, Mandoline, Geige, Trompete und Zimbal bestehenden Orchester, um vor und in den Häusern der einzuladenden Gäste Musik zu machen. Dafür werden sie reichlich mit Scherbett, einer gekühlten, mit Fruchtsäften und Zucker hergestellten Limonade, bewirtet. Diese Musikanten pflegen auch die Konzerte während den meist mehrere Tage andauernden Hochzeitsfesten zu machen, und beginnen damit schon am Polterabend. Unermüdlich spielen sie bald zum Gesang, bald zum Tanz, und unermüdlich essen und trinken sie. Ihre Tätigkeit, Tschalgy genannt, endet mit dem Auszug der Braut aus dem Elternhaus in das des zukünftigen Mannes. Dann ziehen die Musikanten dem Zug voran und entlocken ihren Instrumenten aus Leibeskräften die verworrensten Töne. Hinter ihnen folgt zuerst ein mit Bettwerk beladenes Maultier, auf dem ein Kind sitzt. Dann kommen weitere, mit Koffern und Kisten beladene Tiere, denen Kinder mit dem kleinen Hausgeräte der jungen Frau folgen, die im Wagen an ihrem neuen Heim vorfährt. Gelingt es ihr, während der junge Gatte ihr aus dem Gefährt hilft, ihm auf den Fuß zu treten, so bedeutet das Glück für die Ehe. Um dessen sicherer zu sein, streut sie von der Hausschwelle aus Geldstücke unter die Armen. Sie verpflichtet ihr „Kismet“ damit, Reichtum und Wohlergehen mit ihrer Einkehr verbinden zu wollen.

Die Hochzeitsgebräuche sind in den einzelnen Gebieten Kleinasiens sehr verschieden. Einmal sah ich, wie beim Umzug der Braut in das zukünftige Heim auf der Schwelle ihres Elternhauses in dem Augenblick, da sie darüberschritt, ein Hahn geschlachtet und mit dem dampfenden Blut die Türpfosten angestrichen wurden. Dann sah ich einmal, wie sie, im Hause ihres Mannes angekommen, mit Aepfeln nach ihm warf, während die sie begleitenden Gäste und Zuschauer Gefäße zerschmetterten. — Johanna Weiskirch.



Aus alter Zeit: Heerzug. Nach einem Gemälde von Anton Hoffmann

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Schriftleiter: Adolf Petri in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Die für dieses Unterhaltungsblatt bestimmten Briefe und Beiträge wolle man an den Schriftleiter adressieren.